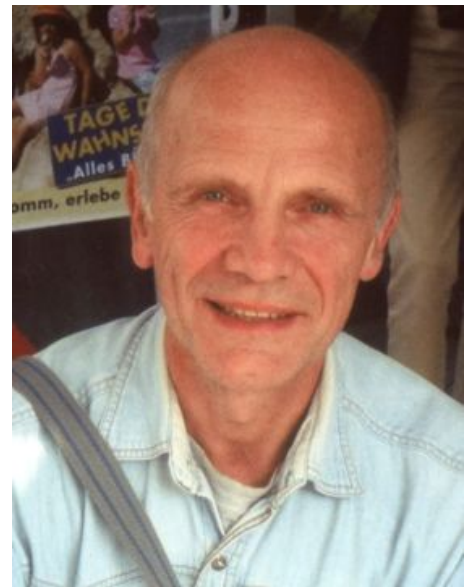


INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Schröder, steigen wir doch direkt ein: Sie haben in Heidelberg studiert?

Ja, ab 1970. Ich wechselte von Kiel nach Heidelberg, aus verschiedenen Gründen: Zum einen wollte ich wieder in den Süden Deutschlands, wo ich seit der Einschulung in eine Volksschule auf der Schwäbischen Alb aufgewachsen war. Außerdem interessierte mich damals Professor Mühlmann, von dessen soziologisch orientierter Ethnologie ich auch schon in Kiel in den Vorlesungen bei meiner ersten Lehrerin, Prof. Katesa Schlosser, gehört hatte¹. Das fand ich spannend. Doch als ich in Heidelberg ankam, hatte der Herr Mühlmann sich gerade von der Uni zurückgezogen, in Folge der Auseinandersetzungen mit der Studentenschaft. Er war wohl ein wenig gekränkt. Für mich war er damals vor allem ein Ethnologe, der auch über den eigenen Tellerrand des Faches blickte – »Rassen, Kulturen, Ethnien«² ist trotz des vielleicht heute irritierenden Titels noch immer ein sehr interessantes Buch. Und ich habe mir rezent von diversen Ethnologen bestätigen lassen, dass man Mühlmann nach dem großen berechtigten und wichtigen Streit von damals und der guten Aufarbeitung in verschiedenen Publikationen um die Jahrtausendwende nun durchaus wieder lesen „darf“³. Vielleicht sollten neben der akribischen Suche nach den entlarvenden Textstellen auch seine ersten redigierten Bände der Zeitschrift »Sociologus« in den Jahren 1932 und 1933 unter die Lupe genommen werden⁴, um das Bild eines auch in seiner Zeit verhafteten und deutlich verstrickten Intellektuellen - Gingrich nennt ihn einen gefährlichen Intellektuellen - noch differenzierter im Verlaufe zu kontextualisieren. Und dann gäbe es noch Zeitzeugen, die ihn auf den Forschungen des von ihm geleiteten Sizilienteams, eines der ersten Projekte der Nachkriegsforschungen der deutschen Ethnologie, begleiteten, wie etwa Emil Zimmermann, der durch seine frühe Literatur zum Thema Migration und seine kulturwissenschaftliche Konsiliartätigkeit in der Freiburger Uni-Kinderklinik in den 1980ern und 1990ern bekannt wurde. So könnte ein vielschichtigeres Mosaik zu den Irrungen, Wirrungen und den Versuchen, authentisch zu bleiben oder zu kippen, zusammengesetzt werden – auch um Völkerkunde in und aus (!) Deutschland präziser zu verorten, und auch als Anregungen für potentielle eigene unreflektierte Anfälligkeiten.



Als Student kam ich also aus dem vergleichsweise etwas weniger politisierten Kiel in das sehr politisierte und vor allem polarisierte Heidelberg. Dort war es für mich extrem, es gab eine ganze Reihe von völlig verbohrten Fundamentalisten. So hatte ich mir das nicht vorgestellt, auch wenn das Herz natürlich irgendwie nicht nur anatomisch links schlug und schlägt. Ich ging unter anderem in viele Vorlesungen meines Nebenfaches Philosophie: In Kiel noch zu Karl-Otto Apel und Hermann Schmitz, in Heidelberg unter anderem zu Iso Kern, der über Husserl las, und später vor allem in Mainz, wo der Philosoph Richard Wisser (geb. 1928) von einer »kritisch-krisischen Grundbefindlichkeit des Menschen« sprach und dabei eine eher klassisch-liberale Grundhaltung vertrat. Diese war im Nachkriegsdeutschland nicht unüblich, begründete den Demokratisierungsprozess in den Gehirnen und hat mit der heutigen Pandemie des Neoliberalismus

¹ Ekkehard Schröder, Gruß und Dank an Frau Professor Schlosser aus Kiel zum 90. Geburtstag (08.10.2010). *Curare* 33(2010)1+2: 12-13. (Frau Prof. Schlosser verstarb am 09.12.2010)

² Wilhelm E. Mühlmann, *Rassen, Ethnien, Kulturen*, Luchterhand Verlag, Neuwied/Rhein, Berlin, 1964.

³ als Beispiel neben der einfach nach zu googelnden Literatur zu Mühlmann etwa: Ute Michel, *Neue ethnologische Forschungsansätze im Nationalsozialismus? Aus der Biographie von Wilhelm Emil Mühlmann (1904-1988)*, In: Thomas Hauschild (Hrsg.) *Lebenslust und Fremdenfeindlichkeit. Ethnologie im Nationalsozialismus*, Suhrkamp 1995, S. 163ff.

⁴ Die 1925 von Richard Thurnwald gegründete »Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie« hieß ab Vol. 8 (1932) bis 9 (1933) »Sociologus« und führte den bisherigen Titel im Untertitel. Der nächste Folgeband erschien dann weiter als »Sociologus in Neuer Folge« wieder im Jahre 1951 und soll bis heute als Vorkriegserbe die bekannteste deutsche ethnologische Zeitschrift in der Anglophonie sein.

nichts zu tun⁵. Als Heidelberger Ethnologie-Student lernte ich auch Ute Luig kennen, die im Sommer 1973 dort erstmalig als Assistentin mit Gerhard Hauck zusammen ein Seminar zu »Imperialismus und Unterentwicklung: Beispiel eines afrikanischen Staates« abhielt. Sie verarbeitete vor allem auch Gedanken von Paul Baran und von Claude Meillassoux. Das waren die Themen, die die Studenten interessierten. Im Lehrbetrieb gab es auch Heinz Göhring, er lehrte unter anderem zur Ethnosoziologie Lateinamerikas und ging dann zur Dolmetscherschule nach Germersheim. Zudem lehrten Christian Sigrist sowie sukzessive Lawrence Krader und der Habermas-Schüler Jóhann Páll-Árnasson, die als Gastprofessoren kamen. Krader hatte die ethnologischen Schriften von Karl Marx in Amerika aufgearbeitet⁶, letzterer in Heidelberg nicht rezipierbare kreative Weiterentwicklungen einer kritischen Marxrezeption angeboten⁷. Ich ging zuerst in die Veranstaltungen von Ulla Johansen und Karl Jettmar vom Südasieninstitut und nahm auch, von Kiel gewohnt, an Museumsübungen im Heidelberger Völkerkundemuseum teil. Dort hielten bereits die Assistenten des bereits vom Parkinson gezeichneten Leiters Dr. Hermann die Übungen ab, so Wolfgang Böhning und Johannes Kalter, der später ans Lindenmuseum in Stuttgart ging. Themen waren zum Beispiel Stilkunde zu westafrikanischen Masken und zu den komplizierten Wurfmessern aus dem Kongo. Abends traf man sich bei einem Stammtisch in der „Romanz“ gegenüber dem Aufgang zur Bergbahn, wobei ich mich noch an Till Schiel erinnere. Bei Frau Johansen hörte ich unter anderem im Wintersemester 1971/72 im Seminar »Die amerikanischen Forschungen zur Frage von ‚Culture and Personality‘« im historischen Durchgang kursorisch alles von Alfred Vierkandt und Richard Thurnwald bis ausführlich zu den großen, bis heute die Diskurse prägenden amerikanischen Schulen. Die deutsche Nachkriegsethnologie suchte ja damals aktiv den internationalen Anschluss, was sich etwa im Vergleich zu heute an den viel häufigeren Autorenbeteiligungen etwa an angloamerikanischen Zeitschriften wie »Current Anthropology« zeigt. Für mich war es der Anfang des engeren Interesses an „ethnomedizinischen“ Fragestellungen, wie es damals hieß. In diesem Seminar saß Beatrix Pfeleiderer neben mir, und vermutlich war es auch bei ihr die Initiation.

Lorenz Löffler lehrte ebenfalls am ISE, Mühlmanns »Institut für Soziologie und Ethnologie«, und vertrat nach dessen Rückzug den Lehrstuhl für eine paar Semester – vor und parallel zu seinem endgültigen Weggang nach Zürich. In Zürich konnte er neben dem Aufbau einer modernen Ethnologie auch solche „Orchideenfächer“ wie die Musikethnologie und die Ethnomedizin sinnvoll in das Kurikulum ein- und ausbauen, während man in Heidelberg zum Beispiel die Rollentheorie von Robert Merton und Talcott Parsons soziologische Ansätze in den Veranstaltungen von den Fundamentalisten auf Seiten der Studenten als »im Dienste des Kapitals entlarvt«. So wurde einmal ein von mir vorgeschlagenes Tutorium zur Musikethnologie thematisch mit der Begründung »Musik ist bürgerliche Scheiße!« abgetan, in dem ich an Hand verschiedener Musikstile sowohl die Möglichkeit des Ausdrucks von Unterdrückung als auch von Widerstand aufzeigen wollte. Neben der Ethnomedizin war damals eher die Musikethnologie mein Steckenpferd. Sie wurde in Heidelberg von Wolfgang Laade vertreten, den Löffler dann nach Zürich mitnahm. Andererseits wurde Löffler aber durchaus allseits anerkannt. Ich beteiligte mich im Sommersemester 1972 an seinem Seminar »Akkulturation und Emanzipation«, dessen Stoff auch die Grundlage seiner Antrittsvorlesung in Zürich war⁸. Er war ein Systematiker und Ethnologe, der sich und seinen Bemühungen um Professionalität und Objektivität des Faches treu blieb, und galt keinesfalls als verdächtiger Rechter. Er war auf jeden Fall anregend, gab sich keine Blöße und hat auch immer engagiert mitdiskutiert.

Wie muss man sich Löffler als Lehrenden vorstellen?

Er war stets freundlich, etwas zurückhaltend, korrekt, manchmal auch ein bisschen trocken. Er hat die Studenten oft an interessanten Referaten kräftig arbeiten lassen, die er dann beim Entstehungsprozess und Vortrag gelehrig kommentierte. Auch führte er viele Einzelgespräche, die sehr aufschlussreich und bereichernd waren. Insgesamt war er jedoch nicht einer, der gleich Begeisterung auslösen konnte. Es brauchte Zeit, um den Gewinn zu bemerken, bei ihm zu lernen.

War es für Sie enttäuschend, nach Heidelberg zu kommen, als Mühlmann sich gerade zurückzog?

Ich fand es damals einfach interessant, Mühlmann zu lesen, da er eben Ethnologie und Soziologie zu verbinden suchte. Schon während meines Studiums in Kiel wurde er immer wieder von der sonst sehr konservativen Frau Schlosser zitiert, und so hatte ich angefangen, ihn selbst zu lesen. In Heidelberg habe ich ihn nicht mehr vermisst, da gab es genug

⁵ Richard Wisser. Kein Mensch ist einerlei. Spektrum und Aspekte »kritisch-krisischer Anthropologie« (gesammelte Aufsätze), Königshausen & Neumann, Würzburg 1997.

⁶ Lawrence Krader (Hrsg.): Karl Marx. Die ethnologischen Exzerptheft, Edition Suhrkamp (sv 800), Frankfurt, 1976 (engl. 1st ed, 1972).

⁷ Jóhann Páll-Árnasson: Von Marcuse zu Marx, Sammlung Luchterhand (sl 54), Neuwied und Berlin, 1971.

⁸ erstmalig nach gut dreißig Jahren (!) veröffentlicht in: Lorenz G. Löffler, Aussaaten. Ethnologische Schriften (Zürcher Arbeitspapiere zur Ethnologie, Band 13), Argonaut-Verlag, Zürich, 2002, S.381-392.

Anregendes. Insofern war ich in diesen Jahren tatsächlich »im Mekka der Ethnologen«, was ich aber erst nach über zwanzig Jahren nachlesen konnte⁹.

Wie kam es dazu, dass Sie in Kiel mit dem Studium der Ethnologie begannen?

Dazu muss ich erst einmal sagen, dass die Ethnologie immer ein bisschen meine heimliche Liebe war. Ich hielt sie jedoch nicht für einen Brotberuf und begann daher zunächst ein Studium der Psychologie, belegte parallel dazu aber stets voll auch Ethnologie. Zwischendurch interessierte ich mich noch für Theaterwissenschaften und studierte dieses Fach kurzzeitig in München und dann in Saarbrücken. Dort gab es keine Ethnologie.

Als ich dann wieder nach Kiel zurückkehrte und mir vornahm, über die Fleißprüfung doch Medizin zu studieren, belegte ich weiterhin durchgehend voll Ethnologie. Als Nebenfächer gab es dort Philosophie und Physische Anthropologie. Beides interessierte mich, vor allem in der Physischen Anthropologie hörte ich sehr ausgiebig. Es zählte auch als Nebenfach für das psychologische Vordiplom. Diese Richtung wurde ja sehr bekämpft, obwohl es in Kiel sicher gute Vertreter gab. Es war zum Teil eben die klassische (physische) Anthropologie oder Humanbiologie, die natürlich wegen ihrer spezifischen Geschichte auf dem Weg ins Dritte Reich in die Kritik geriet. Es war in Kiel vor allem eine Anthropologie, welche sich als Menschenkunde verstand und freilich soziale Aspekte einbezog (der Leiter J. Schäuble war ein Dr. phil. und Dr. med.), abgesehen von dem dazugehörigen Fach Primatologie, das in Kiel ebenso vertreten war (Christian Vogel, später Göttingen). Die Ethnologie war in Kiel übrigens noch an die Zoologie und das dortige Museum angegliedert (der Tierverhaltensforscher und Meeresbiologe Adolf Remane förderte sie).

In Kiel lehrte der Privatdozent Hans W. Jürgens, der eine Mischung aus Biologie, Genetik und Sozialem vertrat. Er sprach zum Beispiel bei einer methodisch kritischen Diskussion der Aufstellung von Typenlehren von »biologischen Sozialtypen«¹⁰ und betonte dabei immer, es gäbe zwar diese oder jene Befunde und Korrelationen, doch die eigentliche methodische Schwierigkeit bestehe darin, wie diese zu interpretieren seien. Das methodische Denken lernte ich vor allem über die Psychologie, während im Medizinstudium in erster Linie nur viel Wissensstoff vermittelt wurde.

Herr Jürgens, der um mein ethnologisches Interesse wusste, wies mich dann 1970 bei einer zufälligen Begegnung im Flugzeug nach Berlin darauf hin, dass in Hamburg gerade eine »Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin« gegründet werden sollte, von einem Joachim Sterly. Sterly, den ich seit der ersten Mitgliederversammlung 1972 in Heidelberg kenne, war eine rasch aufbrausende aber auch charismatische Persönlichkeit, zudem ein Schüler im Geiste von Edmund Husserl. 1974 hatte er sich bei Frau Johansen in Köln in Ethnomedizin habilitiert.

Sie müssen wissen: die Ethnomedizin ist eine ethnologische Erfindung.

Das heißt, Joachim Sterly hat die Gründung der Ethnomedizin angestoßen?

Ja, genauer gesagt, er hat die Ethnomedizin hier eingebracht. Die Arbeitsgemeinschaft wurde 1970 gegründet, ihre Wiege war seine Hamburger Arbeitsstelle¹¹ und die im gleichen Jahr - 1969 - auf der DGV-Tagung in Göttingen gegründete »AG Ethnomedizin, Ethnobotanik und Ethnozoologie in der DGV«. Viele namhafte Ethnologen - wie Erhard Schlesier, Karl Jettmar, Sigrid Paul, Heinz Göhring oder eben auch Lorenz Löffler - gehörten zu den Befürwortern, weil sie die eigenständige Bedeutung des Medizinischen im ethnologischen Bereich erkannt hatten und Vieles aus diesem Bereich nicht nur der Religion zu wiesen. Irgendwie lief es aber nicht so richtig mit dieser Arbeitsgruppe, auch wenn der damalige Vorsitzende E.W. Müller später zu mir sagte, er könne sich nicht mehr an die Details des weiteren Verlaufes erinnern. Die am 10.10.1970 in Hamburg gegründete AgE (erste Abkürzung der »Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin«) baute unter anderem konzeptionell auf der neu geforderten Interdisziplinarität und auf dem Begriff der Lebenswelt auf, und verortete sich im Rahmen des Diskurses um das kulturell Eigene und das kulturell Fremde – aber eben im Bereich des Medizinischen allgemein, so wie es der Wiener Erich Drobec entworfen hatte¹², also nicht eingeeengt auf die Schulmedizin. Damals waren viele noch ganz auf die so genannten Naturvölker konzentriert, doch Sterly brachte in seinen wiederholten Denkschriften und Texten ein, dass es nicht nur um diese gehen könne, sondern man auch die eigene Medizin kritisch betrachten und begleiten müsse. Die Studien zur Ethnomedizin sollten als kulturwissenschaftlich relevantes Material dienen, um die Humanökologie und die Medizinsoziologie insgesamt und eben auch bei uns zu bereichern. In den USA war »Anthropology« ja bereits sehr breit ausgerichtet und beinhaltete auch Humanökologie sowie Themen der medizinischen Soziologie.

⁹ siehe S. 17 bei: Ulla Johansen, Berufsweg als Ethnologin, in Thomas Schweitzer et al., Handbuch der Ethnologie (Festschrift für Ulla Johansen), Dietrich Reimer Verlag, Berlin, 1993.

¹⁰ Hans W. Jürgens und Christian Vogel, Beiträge zur menschlichen Typenkunde, F. Enke Verlag, Stuttgart, 1965, S. 159ff.

¹¹ Die drei ersten Mitteilungen dieser Arbeitsstelle von 1969 und 1970 sind in Curare jetzt wieder abgedruckt [Curare 33(2010)1+2: 135-152]. Sie zeigen den hochkarätigen Zulauf, der durch das Wort »Ethnomedizin« entstand.

¹² siehe Erich Drobec, Zur Geschichte der Ethnomedizin, in Anthropos 50, 1955, S. 950-957, Reprint in Curare 28,1, 2005, S. 3-10.

In den politischen Diskussionen der damaligen Zeit wäre das Wort »Medizinethnologie« in Heidelberg und sonst nicht so gut angekommen, da es analog zu anderen Teilbereichen des Faches wie die Religionsethnologie oder die Kunstethnologie auf die bloßen Sektoren verwiesen hätte. Es ging aber darum, die verstaubten Ansätze aufzudröseln und neu zu beleben. »Ethnomedizin« ist eher ein neues Kunstwort, das für mich ein wenig an den Begriff der »Ethno-Science« angelehnt ist. So haben wir es immer verstanden. Bis in die neunziger Jahre war die Wahl des Wortes im Rahmen des Faches auch unbestritten, beispielsweise Herr Streck oder Claus Deimel als Leiter des größten deutschen Völkerkundemuseums benutzen es heute immer noch, wenn Medizinethnologie gemeint ist. Beatrix Pfeleiderer wiederum begann sehr früh - etwa seit Ende der 1970er Jahre -, etwas militanter von der »Medizinethnologie« zu sprechen. Für sie musste diese Richtung schon von der Sprachlogik her so heißen. Sie hatte die hochpolitisierten früheren Debatten nicht mitbekommen, die von Leuten geführt wurden, denen es auch um die Interdisziplinarität dieser Richtung ging und die Lösung von den „Schubladen“-Ethnologien. Medizinethnologie war von Anfang an immer als möglicher Begriff in der Debatte, hätte aber Ärzte und andere weniger angesprochen, weil es eindeutig einem Fache zugeordnet ist.

Wie verlief Ihr Studium nach dem Wechsel von Kiel nach Heidelberg?

In Heidelberg drehte ich voll auf, sowohl in der Ethnologie als auch bei der Medizin. Ich absolvierte praktisch ein Doppelstudium. Der Tropenhygieniker Professor Hans-Jochen Diesfeld hielt damals interessante Vorlesungen über Medizinprobleme in der Dritten Welt, wobei er auch die Bevölkerungsdynamik und Umweltfragen berücksichtigte. So etwas fand man sonst nirgends. Ich schlug ihm vor, seine Veranstaltungen zu den Soziologen in die Altstadt in das Haus Riesen zu verlegen, damit er mehr Hörer bekäme. Doch aus den fünf Teilnehmern wurden dann lediglich zehn. Ansonsten regierte unter anderem die KPD-ML, und in der Studentenschaft ging es weniger um Wissenschaft als vielmehr um wenig vermittelte gesellschaftliche Veränderung. Die psychisch Kranken etwa galten dabei als Subjekte des politischen Wandels (sozialistisches Patientenkollektiv). Selbst wenn es um einen Staudamm in Thailand ging, wurde das nur unter der Perspektive verhandelt, ob er „dem Kapital“ diene – und wenn er dem Kapital dienen sollte, sei er abzulehnen. Das klingt vielleicht ein bisschen „verkürzt“. Eine offene Einbeziehung der damaligen grauen Literatur würde ich aber für die Rezeptionsgeschichte des Faches Ethnologie gut finden¹³. Vielleicht wird aus dieser Beschreibung auch deutlich, warum das erwähnte Tutorium zur Musikethnologie einfach nicht durchkommen konnte. Doch gerade Musik kann man ja als Ausdruck von politischen Strömungen und Gedanken begreifen, etwa den Blues als Stil der ehemaligen Sklaven in den USA. Dies brachte mir Wolfgang Laade bei. Nicht die musiktheoretische Betrachtung, sondern eher die soziale Aufladung, das fand ich interessant. Einen solchen ethnosozziologischen Aspekt von Musik hätte ich damals gerne vermittelt. Ich habe es jedoch nur zweimal probiert, da ich mit dem Studium der Medizin sehr ausgelastet war.

Lernten Sie Mühlmann, der 1988 verstorben ist, im Lauf der Zeit noch persönlich kennen?

Wir lernten uns flüchtig kennen, als ich ihn per Brief darum bat, für die erste Nummer der Zeitschrift »Curare« (1.1.1978) ein Geleitwort zu verfassen. Er war offen dafür und schrieb es gern; es wurde ein schönes Geleitwort. Er lebte damals bereits in Wiesbaden mit seiner Frau, die eine Arztpraxis hatte und kam meines Wissens nie mehr ans ISE nach Heidelberg.

Wann beendeten Sie Ihr Studium?

Mein Examen in Medizin machte ich Ende Juni 1973. Anschließend war ich sofort voll mit dem ersten Jahr als Medizinalassistent beschäftigt. Die AGEM wurde ab 1974 mehrheitlich von Heidelberg aus geleitet. Ich war wesentlich an der Organisation der beiden Fachtagungen Ethnomedizin 1974 und 1977 beteiligt und pendelte dann von 1975 bis 1979 zwischen Mainz, meinem weiteren ethnologischen Studienort, einer Assistenzzeit am Tropeninstitut in Heidelberg und habituellen Vertretungen von Landpraxen im ländlichen Umland hin und her. Diese Erfahrung war für mich wichtig, weil sie mein Bild von der realen medizinischen Landschaft vor Ort nach dem Studium deutlich korrigierte. In Mainz war ich ein oder zwei Tage pro Woche und besuchte dort - neben der Philosophie - unter anderem auch die Musikethnologie-Seminare des Wieners Alfons Dauer und Oberseminare von E.W. Müller. Außerdem gab es dort, wie in Kiel, die Physische Anthropologie. All das interessierte mich – die Interdisziplinarität und eine weit gefasste Anthropologie haben mich stets gereizt.

¹³ Ich denke da nicht nur an etabliertere Zeitschriften wie »Unterm Pflaster liegt der Strand« oder »Trickster«, sondern an die ca. 10 Ausgaben von »Der Rote Fetisch« der damaligen Basisgruppen oder an die andere „Frobenius-Festschrift“ im damaligen Jubiläumsjahr.

Lassen Sie uns in diesem Zusammenhang noch einmal auf Kiel zurückkommen. Dort lehrte Katesa Schlosser?

Ja, sie war dort die Einzige, die Ethnologie lehrte. Sie besaß eine volle Professur und hätte auch als Doktormutter fungieren können. Es gab eine ausreichende Anzahl von Stunden, die sie wöchentlich für Lehrveranstaltungen aufbringen musste. Sie bot immer ein Proseminar an, sowie eine einstündige und eine zweistündige Vorlesung. Daraus entstand ein Zyklus zu diversen Regionen, etwa zur Ethnologie Polynesiens oder der Ethnologie Afrikas. Ich hielt bei ihr auch mal einen Vortrag zu Pechuël-Loesche und dessen Forschungen an der Loango-Küste. Schon zu Lebzeiten war er ja zu kritisch für die damalige Ethnologie, er ist ein Vergessener des Fachs. Er war auch als ethnographischer Gutachter tätig und beschrieb die Machenschaften der Kolonialstaaten (Kongokonferenz 1888). Seine Erkenntnisse waren jedoch damals nicht erwünscht – und wurden auch skeptisch kommentiert, als ich sie in Kiel bei selbst gestellten Themen referierte¹⁴.

Was wurde Ihnen von Frau Schlosser auf theoretischer Ebene vermittelt?

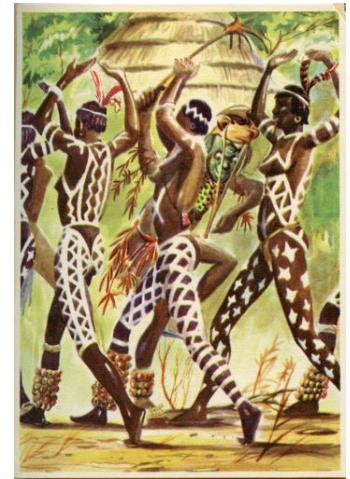
Sie betrieb vor allem eine jahrzehntelange medizinische Ethnographie der Heilkundigen-Familie der Madelas im Zululand¹⁵, die wir wenigen Studenten mitverfolgen konnten. Einige ihrer Veranstaltungen befassten sich wiederholt mit der Kunstethnologie¹⁶ sowie mit Religion, ihrem Spezialgebiet. Wir machten auch Museumsübungen, außerdem Übungen zu verschiedenen ergologischen Kulturtechniken des Kochens sowie zu der Zuordnung von Speer- und Pfeilspitzen aus Melanesien nach Form, Quantität und Qualität. Eine solche Vorbereitung auf die Arbeit im damaligen Museum gab es dann auch in Heidelberg am Völkerkundemuseum der Josephine und Eduard von Portheim-Stiftung. Dieses Museum wurde bekanntlich im Dritten Reich geschändet.

Wann haben Sie in Kiel mit dem Studium begonnen?

Im Sommersemester 1964 nach dem Abitur in Geislingen/Steige habe ich mich dort für Psychologie eingeschrieben. Ich wurde 1944 in Potsdam geboren und wuchs seit dem sechsten Lebensjahr in der Schwäbischen Alb auf. Zum Studieren wollte ich dann an die am weitesten entfernte Universität.

Was brachte Sie als jungen Menschen dazu, die Ethnologie zu wählen?

Eingeschrieben war ich, wie gesagt, für die Psychologie, doch Ethnologie war meine Leidenschaft. Das liegt vielleicht daran, dass ich ja selbst ein Fremdheitserlebnis hatte – als hochdeutsch sprechender, protestantischer Junge aus dem Potsdamer Umland einer aus Berlin ausgesiedelten Kunstmaler-Familie kam ich quasi in eine katholische Diasporagemeinde auf der mittleren Schwäbischen Alb im ansonsten pietistisch geprägten Kernwürttemberg und wurde dort direkt eingeschult. Das war schon ein kultureller Clash, ein großer Sprung. Schwäbisch lernte ich in diesem Alter sehr schnell. Man versucht dann immer, dazu zu gehören, und ein paar Dörfer weiter, wo man mich nicht kannte, wurde ich auch für einen Schwaben gehalten. Dort wo jedermann wusste, dass ich zugezogen war, heißt es bis heute manchmal noch, ich solle erst mal richtig Schwäbisch lernen oder könne es noch nicht so ganz. Das »Fremder sein« ist also Teil meiner Biographie und war wohl einer der Gründe für meine Studienwahl. Ich sammelte als Junge auch diese Sanella-Bilder, auf denen zum Beispiel tanzende Nubier-Frauen (Abb. siehe rechts) zu sehen waren. Das war das erste Bild, das ich mir in der Bäckerei aussuchte – und meine erste Initiation für die Ethnologie. Ich las zudem das dazugehörige Sanella-Album über Afrika, das recht ordentlich geschrieben war und von Respekt gegenüber anderen Kulturen zeugte¹⁷. Es ging darin um einen Jungen, der von Hamburg aus kreuz und quer durch Afrika reist und dabei interessanten Abenteuer erlebt, die mit hundert



¹⁴ Eduard Peschuël-Loesche nahm an der Loango-Expedition unter Güßfeldt mit Falkenstein teil und war Autor und Koautor der verschiedenen Veröffentlichungen zu »Die Loango-Expedition«, Leipzig 1882 und Stuttgart 1907, siehe auch P-L., Stanley und das Kongounternehmen, 1885, sowie P-L., Kongoland, 1887.

¹⁵ unter vielen anderen »Arbeiten aus dem Museum für Völkerkunde der Universität Kiel« vor allem der Band IV, Katesa Schlosser, Zauberei im Zululand. Manuskripte des Blitz-Zauberers Laduma Madela, Kiel 1972.

¹⁶ Katesa Schlosser, Der Signalismus in der Kunst der Naturvölker. Biologisch-psychologische Gesetzmäßigkeiten in den Abweichungen von der Norm des Vorbildes, Kiel 1952, was mich anregte zu: Ekkehard Schröder, Das 50 Jahre alte Konzept des »Signalismus in der Kunst der Naturvölker« von Katesa Schlosser. Eine Interpretationshilfe für das Verständnis künstlerischer Darstellungen aus Ritual, Alltag und Klinik in gesunden und in kranken Tagen, Curare 28,1,2005, S. 75-85.

¹⁷ Afrika. Jürgen Hansen erlebt den schwarzen Erdteil, Margarine-Union, Hamburg, 1952.

postkartengroßen Bildern illustriert waren. So wurde mir ein anfängliches Wissen vermittelt. Ich denke, wenn man auf diesem Weg zur Ethnologie kommt und später tiefer und kritischer in die Materie einsteigt, dann ist das ein guter Weg.

Frau Schlossers regionaler Schwerpunkt war ja ebenfalls neben der Südsee vor allem Afrika – ein weiterer Grund für Sie, nach Kiel zu gehen?

Nein, so genau hatte ich mir das damals nicht überlegt. Ich erfuhr erst nach meiner Ankunft in Kiel, dass man dort auch Völkerkunde studieren konnte. Ich fand das klasse und freute mich, auch während des Studiums meinem Hobby nachgehen zu können und blieb deswegen wohl auch länger dort. Primär waren das Studium der Psychologie und die Entfernung zur Schwäbischen Heimat die entscheidenden Kriterien der Studienortwahl. Ganz allgemein war ich einfach ein neugieriger Mensch und Ethnologe wird man anfangs eher nicht, wenn man auf dem Lande aufgewachsen ist. In der Schule hatte ich aber jahrelang die Schülerzeitung geleitet und dabei zum Beispiel bereits 1962 Gastarbeiter interviewt. Auch berichteten wir aktuell über den Mauerbau und die politische Lage in Israel und Palästina. Die Fächer Geschichte und Gemeinschaftskunde interessierten mich sehr, und unter dieser Perspektive ist es wohl leicht verständlich, warum ich dann ideell rasch auch außerhalb Deutschlands landete. Hinzu kamen die Leidenschaft für Afrika und der jugendliche Traum vom Abenteuer.

Gab es innerhalb der Psychologie Felder, die mit anthropologischen Themen zu tun hatten?

Die Psychologie hatte nicht viel mit Kultur zu tun. Es war ja damals ein eher kleineres Fach; erst ab 1964 wurden etwa in Kiel aus den zehn sonstigen Studienanfängern plötzlich fünfzig. Anfangs wurde noch gesagt, man solle es sich gemächlich machen und ein wenig zur motivierenden Sozialpsychologie hören (etwa Hofstätters Gruppendynamik), ein paar Referate halten und ab dem zweiten Semester Grundkenntnisse in Statistik erwerben. Doch mit steigender Studienzahl in diesem Semester lief die Beratung umgekehrt, Statistik war plötzlich am wichtigsten. Generell wäre es wichtig zu fragen, woher in der Bundesrepublik plötzlich die vielen Interessenten für dieses Fach kamen, nachdem die Nachkriegsschäden sozusagen repariert - oder auch zugemauert - wurden. Alexander Mitscherlichs Buch »Die Unfähigkeit zu trauern«¹⁸ war ja Anfang den sechziger Jahren entstanden. Es stand unter anderem mit ähnlichen Themen zur Vergangenheitsbewältigung in der Fachschafts-Bibliothek der Vorkliniker. Das hat mich auch sehr interessiert. So lernte ich Stück für Stück die Psychologie kennen, beispielsweise gab es in Kiel auch noch Hypnose und Graphologie. Jene Aspekte der Psychologie, die nicht ganz dem Mainstream folgten, reizten mich – ebenso wie die Ethnologie.

Wann und wie wurde die Zeitschrift »Curare« gegründet?

»Curare« wurde 1978 gegründet. Vorher gab es seit 1971 die Zeitschrift »Ethnomedizin«, welche Sterly ins Leben gerufen hatte. Meiner Meinung nach wollte er »Ethnomedizin« innerhalb der Redaktion nicht solidarisch gestalten, aber das Blatt kam auch eher bei den Medizinern an, weniger bei den Ethnologen. Vor allem Sozialpsychiater und transkulturelle Psychiater fanden Interesse daran. Neben Sterly gab es den Sozialpsychiater und späteren Psychoanalytiker Gerhard Rudnitzki aus Heidelberg als einen Redakteur sowie den Kinderarzt Werner Stöcklin aus Basel, der lange Zeit in Neuguinea tätig war und am Tropeninstitut Basel ethnomedizinische Einführungen hielt. In der Sepik-Region in Neuguinea hatte er einen lokalen Mediziner als Konsiliarius an seiner Seite – zu einer Zeit, als das noch unüblich war. Die Mediziner bemerkten damals, dass ihr Wissen und ihre Heilungsformen oftmals keinen Anklang fanden. 1955 war der Reader »Health, Culture & Community«¹⁹ von Benjamin D. Paul erschienen, in dem Mediziner und Vertreter anderer Gesundheitsberufe aus aller Welt ihrer Erfahrungen zu der Frage, warum die wohlgemeinte humanitäre Hilfe oft scheitert, zusammentrugen. Schon damals wurde thematisiert, was heute selbstverständlich ist. Zum einen war das missionarische Streben der Ärzte kritisch zu beleuchten, zum anderen wurden kulturelle Differenzen nicht berücksichtigt. Mit dieser Publikation B. D. Pauls beginnt für mich auch die reale Geschichte der »Medical Anthropology«. Im gleichen Jahr - 1955 - erschien im »Anthropos« der bereits erwähnte Artikel von Drobec zur Ethnomedizin. Er hatte Medizin und Ethnologie studiert und verdiente später sein Geld als Arzt, weil seine kreativen ethnologischen Thesen im kulturhistorisch festgefahrenen Wien unerwünscht waren. Aus einer Vielzahl von ethnographischen Monographien hatte er die medizinischen Aspekte herausgearbeitet und dabei einen ubiquitären „rationalen Kern“ konfiguriert, den es zu erforschen galt. Seiner Meinung nach ging das aber nur, wenn man zugleich Mediziner und Ethnologe war, was heute nicht mehr so gesehen wird.

¹⁸ Alexander Mitscherlich, Margarete Mitscherlich, Die Unfähigkeit zu trauern: Grundlagen kollektiven Verhaltens, Piper Verlag, München, 1967.

¹⁹ Benjamin D. Paul (Ed.), Health, Culture & Community, Case Studies of Public Relations to Health Programs, Russell Sage Foundation, 1955.

Sie sagten vorhin, dass auf der DGV-Tagung 1969 auch andere Arbeitsgruppen - etwa die Ethnobotanik oder die Ethnozoologie - gegründet werden sollten. Spielte das später noch eine Rolle?

Es war nur eine Initiativgruppe; die Ethnozoologie spielte gar keine Rolle. Die Ethnobotanik hatte immer ihre Liebhaber, zu denen auch ich heute noch gehöre. Diese AG in der DGV beinhaltete alle drei Bereiche, bestand jedoch nur bis 1973. Es blieb nach der Auflösung der AG in der DGV neben Sterlys Hamburger Arbeitsstelle eigentlich nur die Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin als außeruniversitärer frei schwebender Verein hochmotivierter verschiedener Wissenschaftler übrig. Sie war bei den Ethnologen bekannt und wurde immer etwas beäugt, sowohl kritisch als auch durchaus wohlwollend. Anhand der »Curare« lässt sich die Akzeptanz der Ethnomedizin als neue Richtung ablesen, denn die Zeitschrift konnte sich von Anfang an im Fach etablieren. Und wie gesagt, namhafte Kollegen traten vermehrt in die AGEM ein. Ich erinnere mich auch noch daran, wie Herr Haberland den gleichen nigerianischen Autor und Pharmakologen Ayoede Tella mit dessen beiden eingesandten Beiträgen zur »Curare« und zur Zeitschrift »Ethnomedizin« schickte. Wir entschieden uns unabgesprochen und in Unkenntnis für die Kurzform, weil bei »Curare« die theoretische Essenz wichtig war, weniger die pharmakologischen Details. Haberland hatte auch deshalb beide Redaktionen versorgt, weil die Ethnologen sich nicht in den Streit zwischen den zwei Zeitschriften einmischen wollten. Sterly ist Ende 1974, kurz nach seiner Habilitation in Köln zum Ethnomediziner, wutentbrannt als Vorsitzender der AGEM »mit sofortiger Wirkung« zurückgetreten, weil er sich wohl von angeblich linken Sozialpsychiatern umzingelt wähnte. Wir haben uns jedoch nicht als extrem links empfunden, sondern als kritisch und sozial – natürlich wollte man konkret etwas verbessern. Dennoch versuchten wir mit »Curare« die Distanz einer wissenschaftlichen Zeitschrift zum Objekt der Betrachtung zu wahren. Manchmal wurde ich auch noch Jahre später nach dem Schisma zum ‚State of the Art‘ etwas voyeuristisch befragt. In der AG Ethnomedizin gab es zum Beispiel Mediziner, die etwas Praktisches zur Kräuterkunde machen wollten, oder später auch Hebammen und Heilpraktiker. Sie sind jedoch meist wieder ausgetreten, denn die Arbeitsgemeinschaft blieb sich schon treu in dem Anspruch, dass sie begleitend und beschreibend arbeitet und zudem eine Zeitschrift herausgibt, die primär kulturwissenschaftlich ausgerichtet und nicht für User gedacht ist. Dazu benötigt man natürlich auch Infrastrukturen. So plädierten Medizingeschichtler rasch für eine »Deutsche Gesellschaft für Ethnomedizin«. Doch eigentlich müsste man einen internationalen Verband haben, in dem nicht nur BRD-Deutsche sondern zumindest auch andere deutschsprachige Personen Mitglied sind. Außerdem schien uns der Begriff »Arbeitsgemeinschaft« doch etwas besser, da bescheidener und vielleicht gruppenspezifischer effektiver. An diesen Punkten verlief auch die Konfliktlinie zwischen der Hamburger Arbeitsstelle für Ethnomedizin und dem späteren Hamburger »Arbeitskreis Ethnomedizin« um Sterly und den so genannten Heidelbergern. Ein Großteil der Mitglieder der AGEM beschloss daraufhin, eine neue Zeitschrift zu machen, und so entstand neben der »Ethnomedizin« die »Curare«, zu der einige der früheren Beiräte wechselten. Sie bekam ab 1976 einen sprunghaften Anstieg der Mitgliederzahl.

Wer genau ging denn von der »Ethnomedizin« zur »Curare«?

Beispielsweise der Sozialmediziner Manfred Pflanz, der jedoch leider sehr früh verstarb (1923-1980). Er war von Anfang an für die Ideen Sterlys aufgeschlossen, wollte sich aber nicht zu sehr in die Streitereien hineinziehen lassen. Mit beiden Zeitschriften verbanden sich etwa Antonio Scarpa aus Genua, Guy Mazars aus Strasbourg oder das Ehepaar Wolfgang und Louise Jilek, die Psychiater waren. Beide leben bis heute in Kanada, doch sie stammt aus Norwegen - ihre Mutter ist die Volkskundlerin Lilly Weiser-Aall - und er kam ursprünglich aus Österreich, bzw. dem Sudetenland. Sowohl Herr Sterly als auch die Mitarbeiter der »Curare« waren ja immer weltweit mit deutschsprachigen Kollegen verbunden, es entstanden Modelle erster „Vernetzungen“.

Spielten Sie bei der Gründung von »Curare« eine entscheidende Rolle?

Ja, das kann man so sagen. In der AGEM wurde ich 1970 als erster Student Mitglied. Ab 1972 war ich mit meinem medizinischen Staatsexamen beschäftigt und 1973 gab es in München die erste von der DFG geförderte Fachtagung zur Ethnomedizin, an der ich teilnahm. Ich habe damals die Herausgabe der Referate redigiert. 1974 gab es die zweite Tagung, die von uns in Heidelberg ausgerichtet wurde. Dabei war ich der wesentliche Organisator und habe auch den Tagungsband publiziert²⁰. Jettmar und Diesfeld waren damals die Schirmherren, die Tagung galt als sehr anerkannt. Bei

²⁰ Ekkehard Schröder, Hrsg., Faktoren des Gesundwerdens in Gruppen und Ethnien. Verhandlungen des 2. Rundgesprächs »Ethnomedizin« in Heidelberg vom 29. und 30. November 1974. Unter der Schirmherrschaft des Südasiens-Instituts, Institut für Tropenhygiene und Öffentliches Gesundheitswesen und Seminar für Ethnologie (Beiträge zur Südasiens-Forschung 30), Steiner, Wiesbaden, 1977.

der nächsten Tagung, 1977²¹ zum Thema »Familienkonzepte in ihrer Bedeutung als Elemente sozialer Sicherung«, waren es der Psychosomatiker Walter Bräutigam, nun Lorenz Löffler und vor allem wieder Herr Diesfeld. Er war und ist auch heute noch ein sehr agiler Mann, der seine Studenten immer wieder dazu anregte, sich mit der Ethnomedizin zu beschäftigen. Beatrix Pfeleiderer-Becker tauchte damals auf und bemerkte schon sehr früh, dass diese Fachrichtung und dieses Thema auch professionell spannend sein können. Sie stieß 1975 auf die AGEM, hatte bei ihrer eigenen Feldforschung aber schon ähnliche medizinethnologische Ideen entwickelt. Von unseren Überlegungen zur passenden Begriffswahl blieb sie recht unbeeindruckt; wir hatten ja lange nachgedacht und die Richtung schließlich auch »Ethnomedizin« genannt, weil wir damit sozialkritisch, fachgebunden und interdisziplinär sein wollten.

Der Ursprung der »Curare« war, dass man im Zuge der Auseinandersetzungen mit Herrn Sterly um die Zeitschrift »Ethnomedizin« ein neues, kleines und rasches die »Ethnomedizin« flankierendes Mitteilungsblatt machen wollte. Die Gründungsmannschaft der »Curare« bestand dann 1978 aus Rudnitzki, Pfeleiderer-Becker und mir als Vertragsunterzeichner sowie Wulf Schiefenhövel, der sich Anfang der achtziger Jahre an der LMU in München als erster Arzt in Ethnomedizin und medizinischer Psychologie habilitierte. Die Gründung der »Curare« wurde durch prominente Vertreter verschiedener Fächer breit unterstützt. Etliche Mitglieder der AGEM hatten zu der Zeit tatsächlich Ethnologie und Medizin studiert. In den 1980er Jahren gab es dann insgesamt fünf Habilitationen von Medizinerinnen mit der Bezeichnung Ethnomedizin, deren letzte 1997 (!) auch im Rahmen der Medizingeschichte durch Volker Roelcke, der jetzt in Gießen einen Lehrstuhl für die Geschichte der Medizin innehat.

Der Diskurs um eine »Medical Anthropology« ist auch hier in Deutschland wirklich über vierzig Jahre alt, nicht etwa erst zwanzig. Und in der letzten Ausgabe der »Curare« des 30. Jahrgangs (2007, 2+3) schrieben dazu Kristina Tiedje und ich eine längere Einleitung namens »Ethnomedizin on the Move«. Wenn etwas in Bewegung ist, dann ändert es sich auch, und der Untertitel der »Curare« heißt nun seit Vol. 31 (2008) auch »Zeitschrift für Medizinethnologie«. Nach dreißig Jahren haben wir das geändert. Der alte Untertitel »Zeitschrift für Ethnomedizin und transkulturelle Psychiatrie« war eher pragmatisch gemeint, wir wollten Ethnologen, Kulturwissenschaftler und Psychiater gleichermaßen ansprechen. Es waren ja meist kleine Gruppierungen und wir versuchten, ein gemeinsames integrierendes Organ zu schaffen. Meiner Meinung nach sollte die Ausrichtung auch kulturwissenschaftlich bleiben.

1975 wurde der agile junge Arzt Wulf Schiefenhövel Vorsitzender der AGEM. Er sprach vor allem von der „jungen Disziplin“ Ethnomedizin. Heute ist er Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie - also der physischen Anthropologie - und humanethnologisch tätig. Die Humanethnologie hat sich jedoch leider nie so recht eingebracht in das interdisziplinäre Konzept der Ethnomedizin. Mittelfristig hat sich dann einiges geändert, viele Ethnologen dachten ja, Ethnomedizin hätte primär etwas mit der Schulmedizin zu tun, während die Medizinethnologen vor allem die Kulturwissenschaften vertraten. Ich hoffe, dass diese Grabenkämpfe irgendwann vorbei sind.

Wie kam es zu dem Namen »Curare«?

Bei der Gründung der Zeitschrift 1978 machten wir uns natürlich Gedanken über den Namen, es gab damals mehrere Ideen. Von mir stammt das Wort »Curare«, es kam mir in den Sinn, als ich eines Nachts mit Beatrix Pfeleiderer und Lothar Lutze, der am SAI modernes Hindi vertrat, zusammen saß und wir uns dies überlegten. Ich dachte mir, »Curare« klingt zwar toll, aber beim Verleger würden wir damit nie durchkommen. Doch Frank Lube, der Geschäftsführer des Vieweg-Verlages fand das Wort sofort griffig, und dann ging es eigentlich nur noch um den Untertitel. Bei seinem Verlag - einer Brudergesellschaft des Westdeutschen Verlags - waren wir eigentlich durch Zufall gelandet, dieser wollte damals expandieren. Ursprünglich sollten auch mehrere Zeitschriften im paramedizinischen Bereich - wie Akupunktur - verlegt werden, doch die Strategie wurde irgendwann wieder zurückgeschraubt. Beim Vieweg-Verlag hatten ja schon Goethe und Einstein publiziert, das gefiel uns, denn wir wollten bei einem renommierten Verlag erscheinen und nicht bei AKU-Bamberg. Steiner hatte keinen Mut gehabt für unser Anliegen. Mit Vieweg war es eine gute Zusammenarbeit. Doch dann brachten wir inhaltlich nicht ganz das, was sie wollten: es war eben doch mehr Ethnologie! In den neunziger Jahren begann auch der Zeitschriftenmarkt zu schrumpfen, wobei sich »Curare« relativ lange konstant hielt. Erst als die Fakultäten angingen, das Blatt aus ökonomischen Gründen abzubestellen, wurde es eng. Die erste Ausgabe der »Curare« hatte eine Auflage von einhundertfünfzig Exemplaren, bei meiner Übergabe der Vereinstätigkeiten und der Herausgeberschaft der »Curare« im Auftrag der AGEM 1993 konnte man schon ganz andere Zahlen sehen: Wir hatten Ende 1993 dreihundertdreißig feste Mitglieder sowie siebzig korrespondierende Mitglieder, von denen fünfundvierzig Tauschpartner waren. Die eingetauschten Zeitschriften sind größtenteils in Heidelberg untergekommen, in der Bibliothek des Museums für Völkerkunde. Die Gesamtauflage, mit den Abonnenten, lag bei circa 600.

Wie viele Bände der »Curare« wurden in Ihrer Zeit bis 1993 publiziert?

²¹ Zehn Jahre Fachkonferenzen »Ethnomedizin« 1973-1990. Ein Spiegel der AGEM. Dokumentation, zusammengestellt von Ekkehard Schröder, Curare 16,3+4,1993, S. 297-344.

Ich habe die ersten sechzehn Jahrgänge maßgeblich im Auftrag der AGEM herausgegeben und bin seit Vol. 24 (2001) wieder dafür zuständig. Zeitweise teilten wir uns die Herausgeberschaft, so von 1985 bis 1993 phasenweise mit Thomas Hauschild, Wolfgang Bichmann und später Claus Deimel. Die Zeitschrift »Curare« ist nicht mit der Reihe »Curare-Sonderbände« zu verwechseln. Das sind Bücher bzw. in der Regel Sammelbände mit ausgewiesenen Autoren. Zwischendurch wurden die Artikel für die »Curare« von Judith Schuler redigiert (Vol. 17,1994 - 23,2000), wobei die nun von München aus gestaltete Arbeitsgemeinschaft als solche etwas Anderes aufzuziehen versuchte und eher in eine esoterische Richtung ging. Die »Curare« unter der Ethnologin Judith Schuler blieb davon aber unberührt.

Konnten Sie den Esoterik-Boom in der Ethnologie auch anhand der »Curare« beobachten?

Ja, die Leute mit dieser Interessenrichtung kamen, sie gingen aber auch wieder. Sie reichten einen ersten Artikel ein, der oft für gut befunden und angenommen wurde. Dann schickten sie den nächsten Text, der dann schon mehr Exegese einer Idee als Artikel war und daher abgelehnt wurde. Die »Curare« hat seit Beginn ein Reviewer-System und wenn ich mir mal unsicher war, schickte ich einen Text an viele verschiedene Leute. Als sich in Halle bei der DGV-Konferenz 2007 alle ethnologische Zeitschriften aus dem deutschsprachigen Raum in einem Workshop vorstellten, waren wir - gemessen an so genannten professionellen Kriterien - im guten Mittelfeld. Die Qualität sollte immer stimmen, also versuchte ich eine Gratwanderung zwischen der Esoterik und der Wissenschaft. Judith Schuler hat die »Curare« auch in diesem Sinne geführt. Wenn der Ruf der Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin plötzlich schlechter wurde, dann lag das bestimmt nicht an der Zeitschrift. Der Blick fiel eher auf die Konferenzen, die unter der Obhut des Münchner Teams und Christian Rätsch als einem der Vorsitzenden farbenfroher waren. Ich habe bis 1993 bei den meisten Konferenzen maßgeblich mitorganisiert. Diese ersten elf Fachtagungen Ethnomedizin wurden dabei stets von Stiftungen unterstützt. Darauf verzichtete man später und veranstaltete die größeren »Welt-Konferenzen« für ein breiteres Publikum. Das wurde zunehmend so eine Mischung aus Esoterik, humanistischer Psychologie und Selbsterfahrung. Das sind alles wichtige Dinge, die ich zum Teil für mich auch gemacht habe, doch wollte ich die verschiedenen Ebenen nicht miteinander vermischen.

In Deutschland gibt es nicht viele ethnomedizinisch versierte Fachkollegen, die Lehrstuhlinhaber geworden sind. Wie sehen Sie das?

Ja, das stimmt. Man muss unterscheiden zwischen ethnomedizinisch interessierten Ethnologen und offiziellen Lehrstühlen. Solche gibt es bis heute nicht. Mir fällt da Thomas Hauschild ein, der ja auch mal bei der AGEM war. Er merkte irgendwann, dass es in Hamburg, seiner akademischen Wiege, nicht richtig weitergeht, und so konnte ich ihn ab 1985 für die »Curare« gewinnen.

Beatrix Pfeleiderer hatte circa 1980 mit einer Anstellung im Tropeninstitut Heidelberg, das zum SAI gehörte, als Ethnologin angefangen und erhielt 1982 einen Ruf als Professorin für Ethnologie nach Hamburg. Sie setzte sich sehr für die »Medizinethnologie« ein, wie sie es dann bald nannte, und hat ja neben vielen eigenen Veröffentlichungen auch die wichtige Buchreihe »Krankheit und Kultur« gegründet. Dort hatte übrigens 1980 Sterly die einzige Tagung der Hamburger Gruppe organisiert, mit dem Titel »Ethnomedizin und Medizingeschichte«. Ich fuhr trotz der Auseinandersetzungen auch hin, und wir tranken einen Tee zusammen. Es gab also immer einen Draht zwischen Heidelberg und Hamburg, den ich zu pflegen wusste. Sterly freute sich natürlich sehr, als wir ihm zwei Jahrzehnte später den fünfundzwanzigsten Jahrgang der »Curare« widmeten (2002). Leider verstarb er (1926 –2001) während der Produktion. Bei Beatrix Pfeleiderer, die auch um Kontakt mit ihm bemüht war, kam wohl eher seine aggressive abweisende Seite zum Vorschein, deren Eruptionen man nur dann nicht persönlich nehmen konnte, wenn man ihn wirklich gut kannte. Abgesehen davon hat er eine Reihe von Denkschriften verfasst, die ich auch heute noch für sehr lesenswert halte. Was Sterly - wie auch Beatrix Pfeleiderer - ebenfalls gut konnte, war, Leute für die Ethnomedizin zu begeistern und zu mobilisieren.

Die Geschichte der Medizinethnologie unter der Flagge »Ethnomedizin« bekam in Deutschland schließlich Anfang der 1990er einen Knick: Zum einem ging Dorothea Sich, die habilitierte Ethnomedizinerin und frühere Gynäkologin (7 Jahre Korea) am Tropeninstitut in Heidelberg 1992 in den vorzeitigen Ruhestand. Im gleichen Jahr zog sich Beatrix Pfeleiderer aus dem Uni-Leben in Hamburg zurück und ging nach Hawaii. Dort baute sie eine eigene alternative Heilerinnen-Karriere auf. Auch Winfried Effelsberg, der in Freiburg etliche Lehraufträge in Ethnomedizin hatte, zog sich um diese Zeit zurück. Er hatte Medizin und Ethnologie studiert und in beiden Fächern promoviert. Er arbeitete damals als Psychiater im öffentlichen Gesundheitsdienst. Das half ungemein, um mit unserem Anliegen bei den Medizinern anerkannt zu werden. 1994 verstarb Richard Burghart, der am SAI als Ethnologe die Medizinethnologie ausbauen wollte. Das Anliegen und sein Lehrstuhl blieben Jahre unbesetzt. So entstand im akademischen Bereich eine spürbare Lücke.

Zum anderen organisierte die Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin, die ja ein wichtiger Faktor im außeruniversitären

Interview vom 06.01.2009, durchgeführt in der Potsdamer Praxis von Ekkehard Schröder (Freigabe durch E. Schröder am 27.07.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Bereich war, eine zweite Tagung zu den Themengebieten Ethnobotanik und Ethnopharmakologie (1993). Obwohl völlig sozial- und kulturwissenschaftlich untermauert, fand sie hierzulande keinerlei Anklang bei den Ethnologen, die öffentliche Präsenz und die mediale Kontinuität der Fachtagungen erlebten so einen überraschenden Einbruch. Manche Ethnologen - wie Paul Hinderling - glaubten zudem zu wissen, dass Ethnopharmakologie nichts mit der bis dato in der Ethnologie verankerten Ethnomedizin zu tun habe. Und meine Präsenz in der AGEM endete mit dieser Tagung, was ich heute im Nachhinein in diesem Zusammenhang anführe. Die Münchener Regie der AGEM wollte dann alles anders machen. In diesem Vakuum entstand in Berlin bei einem Seminar im Rahmen des Instituts für Ethnologie an der FU 1996 das „Nest“ für die Gründung der AG Medical Anthropology, die durchaus Kontakte zu der AGEM mit dem neuen Design aufnahm. Das dortige passte aber nicht zusammen. Insofern ist die AG Medical Anthropology in der DGV quasi eine Neugründung im Jahre 1997. Im gleichen Jahr wurde Professor Diesfeld in Heidelberg emeritiert. Sein Nachfolger Rainer Sauerborn forschte vor allem zu Gesundheitssystemen und hat einen eher geringen qualitativen, wenn auch administrativen Bezug zu den kulturellen Aspekten unseres Arbeitsfeldes. Das war in dieser Zeitspanne schon ein substantieller Verlust an personeller Kontinuität.

Ich war zu dieser Zeit nicht mehr in der AGEM aktiv und las damals in den Mitteilungen der DGV, dass sich eine neue Arbeitsgemeinschaft - die AG Medical Anthropology - gründete.

Herr Schröder, seit wann sind Sie Mitglied der DGV?

Seit 1976 bin ich normales - damals noch studentisches - Mitglied.

Wie würden Sie die Entwicklung der DGV seit Ihrem Eintritt vor mehr als dreißig Jahren beschreiben?

Ich habe die Mitteilungen der DGV immer regelmäßig gelesen und an den sparsamen Herrn Böhning im Völkerkundemuseum Heidelberg als Leiter weitergegeben. Ebenso las ich u.a. regelmäßig die »Current Anthropology«, die in den ersten Jahren noch viele deutsche Autoren druckte. Das hat inzwischen stark abgenommen. Wenn man sich andere US-amerikanische Zeitschriften anschaut, fällt auf, dass es dort heute relativ wenig aus dem Bereich der Ethnologie bei uns gibt. Die deutsche Ethnologie als Fach hat sich natürlich auch verändert. Zur Horizonterweiterung war die Ethnomedizin als Bewegung daran sicher beteiligt. Über die Ethnomedizin wurde schon früh zur Selbstreflexion und Selbsterfahrung der Ethnologen beigetragen. So war man auch aufgeschlossener, um sich zum Beispiel „initiiieren“ zu lassen, oder sonst wie zu experimentieren. Man bleibt nicht nur in der Rolle des Beobachters, sondern man öffnet sich und reflektiert die eigene Position. Über diesen Weg ist die Ethnologie meines Erachtens auch weiter gekommen. So stellt sich die Frage, was wahr ist und welche Position der Ethnologe einnimmt. Was macht er eigentlich? Alle diese Reflexionen, die die moderne Ethnologie ausmachen, sind in den siebziger Jahren entstanden. Das Fach sieht heute ganz anders aus, und die Ethnomedizin konnte wohl Impulse dafür geben.

Generell gab es einen Ethnologie-Boom seit den siebziger Jahren: Devereux wurde übersetzt und zudem machte die marxistische Studentenbewegung das Fach zu einer Grundlagenwissenschaft, auch für andere Disziplinen. Wenn man sich also mit der so genannten Dritten Welt oder der Entwicklungshilfe - heute Entwicklungszusammenarbeit genannt - beschäftigte, dann spielte das eine große Rolle. Die politischen Sympathie-Bewegungen trugen ihren Teil zur Veränderung des Faches bei. Man denke zudem an das neue Verständnis der Museen als Bildungsstätten. Es hat doch viel bewirkt, dass das Museum ein Medium geworden ist, mit dessen Hilfe der Bürger auf ganz praktische Weise in Kontakt zu anderen Kulturen treten kann und das Wissen vermittelt wird. Die Wichtigkeit der Museen wird dennoch häufig unterschätzt.

Welche Vertreter ethnomedizinischer Aspekte lehren denn momentan im deutschsprachigen Raum?

In Österreich fing die Ethnomedizin Ende der 1970er Jahre ja erst mit Armin Prinz an, der administrativ formal sehr stark in der Medizingeschichte verankert, aber in beiden Fächern kreativ ausgewiesen ist. An der dortigen Uni gibt es auch Lehrveranstaltungen. Für die Schweiz heute fällt mir momentan nur Basel ein, also Brigit Obrist und Peter van Eeuwijk. In Deutschland unterrichtet die Schweizerin Maya Nadig in Bremen dazu, auch in Köln, München, Leipzig und Göttingen gibt es Veranstaltungen. In Freiburg ist heute Peter van Eeuwijk auch zu nennen, er unterrichtet dort Medizinethnologie. In Berlin gibt es Hansjörg Dilger. Insgesamt ist diese Richtung in Deutschland auf akademischer Ebene nach wie vor nicht richtig etabliert. Institutionell wirklich Fuß fassen konnte sie nur in Wien, wo die Mediziner ethnologische Sachverhalte sogar für Prüfungen nutzen können – und umgekehrt auch die Ethnologen. In Heidelberg gibt es wieder eine Dynamik durch das interdisziplinäre Geflecht, das Professor William Sax aufbaut. Und bevor Beatrix Pfleiderer sich 1992 zurückzog, stand sie natürlich für die Medizinethnologie, auch wenn ihr Lehrstuhl in Hamburg nicht so heiß und anders konfiguriert war.

Über fünfundsiebzig Jahre war in Heidelberg Professor Diesfeld eine zentrale Figur, um die Medizinethnologie akademisch zu fördern und zu etablieren. Für fast alle heute im medizinethnologischen Bereich tätigen

Interview vom 06.01.2009, durchgeführt in der Potsdamer Praxis von Ekkehard Schröder (Freigabe durch E. Schröder am 27.07.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Kulturwissenschaftler war das ITHÖG (Institut für Tropenhygiene und öffentliches Gesundheitswesen) eine Etappe in der beruflichen Laufbahn, etwa für Pfeleiderer, Greifeld, Sommerfeld und andere. Sein Programm der »Medizin in den Entwicklungsländern« war hochpolitisch, es ist in der Mitte der 1970er Jahre entstanden. Schon damals sagte Diesfeld, dass Medizin in den Entwicklungsländern etwas anderes sei als unsere Schulmedizin. Man muss die Sozioökonomie, Ökologie, die Kulturanthropologie und weitere Faktoren einbeziehen, um die jeweilige Medizin zu verstehen und effektiver zu gestalten. Das war 1976 auch sehr nah an meiner Vorstellung. Und so hat er mich quasi als Assistenten für seinen Kurs eingefangen; ich sollte meine noch zarte ethnologische Kompetenz einbringen. Zur damaligen Zeit machte ich Praxisvertretungen, um das Studium der Ethnologie finanzieren und die AGEM organisatorisch zu stärken (Tagungen, »Curare«, Verwaltung). Eigentlich wollte ich immer in Ethnologie statt in Medizin promovieren, was dann aber aus persönlichen Gründen letztendlich nicht ging. Ich hätte in Mainz eine freie Promotion einreichen können, ohne Magister, da ich ja schon ein abgeschlossenes Studium vorweisen konnte. 1979 hatte ich mir dafür frei genommen, doch dann kamen Familienplanung und andere Sachen dazwischen. Also begann ich mit der psychiatrischen Facharztausbildung.

Was bewegte Professor Diesfeld dazu, Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin zu werden?

Er interessierte sich für die Ethnomedizin, weil dort all die kulturellen Dimensionen im Bereich Medizin und öffentliches Gesundheitswesen thematisiert wurden, die er bei seinem Aufenthalt als Arzt in Äthiopien in den 1960ern vermisste. Daher war es in Heidelberg ein glückliches Zusammentreffen von mehreren verschiedenen Menschen. Das damalige Institut für Tropenhygiene war ein wichtiges Bindeglied aller im interdisziplinären Arbeitsfeld Ethnologie und Medizin Interessierten und Engagierten, bis hin zur GTZ. Die heutigen Professuren für Gesundheitsmanagement bzw. Public-Health in Greifswald und Bielefeld haben ihre ideellen Wurzeln hier. Hans-Jochen Diesfeld hatte nicht nur eine zentrale Rolle, er war auch ein ausgezeichnete Chef und Menschenführer – alle erinnern sich gern an ihn. Insgesamt betreute er eine erhebliche Reihe von Dissertationen aus dem medizinischen und dem ethnologischen Bereich. Neben dem ganz frühen Hamburg war vor allem Heidelberg über Jahrzehnte das Zentrum für die Ethnomedizin in Deutschland.

Wie sah es diesbezüglich in anderen deutschen Städten aus?

In München wurde die Ethnomedizin beispielsweise von Herrn Raum gefördert. Es gab entsprechende Seminare. In Göttingen war es unter Schlesier und Brigitta Benzing ähnlich. In Mainz hat E.W. Müller regelmäßig ein Oberseminar zur Transkulturellen Psychiatrie angeboten. In Köln gab es mit Casimir auch jemanden, der ein wenig medizinethnologisch arbeitete. Es existierten also schon Impulse und Unterstützungen, doch ist die Ethnomedizin nirgends institutionell verankert worden. Selbst Sterly war ein Privatgelehrter. Die meisten damaligen Lehraufträge sind in der »Curare« dokumentiert. In Berlin wusste Ute Luig um die Ethnomedizin, doch war diese nie einer ihrer Schwerpunkte, auch wenn eine ihrer ersten Veröffentlichungen²² in der »Curare« erschien. Sie hat aber der späteren AG Medical Anthropology den Raum gegeben. Natürlich gibt es im Laufe eines Ethnologendaseins die eine oder andere Phase, in der man sich genauer mit einem Gebiet beschäftigt, wie etwa bei Christoph Antweiler, der vor ein paar Jahren auch Medizinethnologie in Trier gelesen hat. Meist bleibt das aber punktuell und führt nur selten zur Verankerung an der Universität, etwa wenigstens durch eine Assistentenstelle.

Sind auch fachgeschichtliche Aufarbeitungen ein Schwerpunkt Ihres Interesses?

Ja, eigentlich immer. Wenn Sie unsere Website²³ anklicken, dann wird die maßgebliche Geschichte der deutschsprachigen Ethnomedizin durch die dort gewürdigten Ehrenmitglieder der AGEM der letzten vierzig Jahre - von Ackerknecht über Devereux bis Schadewaldt - präsentiert. Ich halte es nach wie vor für wichtig, dass man ein *Re-thinking* pflegt und bereits vorhandene Traditionen einbezieht. Das trifft nicht nur für die Ethnomedizin zu, sondern für das Fach allgemein. Wenn ich zum Beispiel keine lokale Ethnographie betreibe, kann ich auch keine Theorien erarbeiten und weiter entwickeln, da einfach das Futter dafür fehlt.

²² Ute Luig, Sorcery Accusations as Social Commentary, A Case Study of Mulago/Uganda, Curare 1,1,1978, S. 31-42, und als Reprint in Curare 31, 2+3, 2008, S. 231-239.

²³ www.agem-ethnomedizin.de